E 22063 E

Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Jan./Feb. 1982
19. Jahrgang, Nr. 1/2

Hans Schemann

Idiomatik als Reiz und Schwierigkeit beim Übersetzen

Vortrag beim 14. Esslinger Gespräch

Meine Damen und Herren,
erwarten Sie von meinem Vortrag kein theoretisches Modell der Idiomatik. Was ich Ihnen zu geben versuche, sind vielmehr ein paar Überlegungen allgemeinerer Art zum Problem der Idiomatik bzw. der idiomatischen Ausdrücke, wie sie sich jedem, der übersetzt, mehr oder weniger zwingend ergeben.

1. Einige einleitende Bemerkungen zu den Termini „Idiom", „idiomatisch" – Termini, die heutzutage bisweilen zu Modeworten zu degenerieren drohen und bei denen sich, wie bei anderen Modeworten auch, ein jeder etwas anderes denken mag.
Die Begriffe „Idiom", „idiomatisch" zielen im wesentlichen auf folgende Erscheinungen:

1.1. Einmal: auf die Besonderheit einer Sprache, oder, vielleicht besser: eine Sprache – oder auch einen Dialekt – in seiner Besonderheit. Diese Bedeutung läßt sich an Sätzen veranschaulichen wie: „Das Schwäbische ist doch ein sehr ausgeprägtes Idiom", oder: „Auf dem Kongreß hörte man die verschiedensten Idiome".
Der Terminus „Idiom" hat in solchen Kontexten, wir mir scheint, einen leicht konservativen Beigeschmack, gehört vielleicht in den Umkreis solcher Worte wie „Heimat", wird indessen gerade aus diesem Grund in bestimmten Situationen besonders gern verwandt. Er findet sich übrigens in anderen Sprachen in ganz ähnlicher Bedeutung. So spricht ein Portugiese, der auf die Eigenart des Brasilianischen und zugleich auf dessen inneren Zusammenhang mit dem Portugiesischen des Mutterlandes abhebt, der also betonen will, daß das Portugiesische des Mutterlandes und das Brasilianische nichts anderes als zwei Varianten ein und derselben „Sprache" sind, vom „idioma brasileiro" – dem brasilianischen „Idiom" oder „Sprachstil", wie sich übersetzen ließe.

1.2. Eine zweite Bedeutung – nunmehr eher des Adjektivs „idiomatisch" – wendet die erste ins Normative. Sagt jemand: „Frau Mertens spricht ein idiomatisches Englisch/Französisch/Spanisch/ . . .", meint er damit: sie spricht die infragestehende Sprache so, wie sie gesprochen sein will; sie spricht sie, wie ein Muttersprachler sie spricht – oder sprechen sollte; d.h. sie trifft die Regularitäten, ja, letztlich den „Geist" oder „die innere Form" der gegebenen Einzelsprache in all ihren Einzelheiten und Nuancen exakt.

1.3. Dieser „Geist" oder diese „innere Form" einer gegebenen Sprache nun – so ist verbreitete Meinung – kommt besonders plastisch in den sogenannten „idiomatischen Wendungen" zum Ausdruck. Oder umgekehrt: bestimmte Worte, Wortfolgen, Konstruktionen spiegeln eine gegebene Sprache – als „Idiom" – besonders einprägsam wider, und unter diesen Einheiten nehmen die sogenannten „idiomatischen Ausdrücke"[1]) eine Sonderstellung ein.

1.4. Denkt man die (in 1.3.) angedeutet Auffassung zuende, dann ist das Studium der Idiomatik nicht lediglich ein mehr oder minder beschränktes Verfahren zur Analyse bestimmter – eben idiomatischer – Einheiten, sondern der Versuch, anhand der Regularitäten dieser idiomatischen Einheiten die Struktur der betreffenden Sprache – des betreffenden „Idioms", sei es das Idiom eines Landes, einer Landschaft, eines Volksstamms, eines Dichters, einer sozialen Schicht usw. – in ihrem Gefügecharakter, ihrer Gestalt zu erfassen. Ein solches Studium, systematisiert, nennt man dann „die Idiomatik" als Wissenschaft – eine vierte Verwendung des Terminus, die, nebenbei, nur im Deutschen und im Russischen zu existieren scheint[2]).

1.5. Eine letzte einleitende Überlegung: hält man sich vor Augen, daß es die Sprache „als solche" konkret nicht gibt, daß die Sprechfähigkeit des Menschen immer nur in einer spezifischen Einzelsprache ihren Niederschlag findet und finden kann und daß sich gleichzeitig diese spezifische Einzelsprache – als „Idioma" – am genuinsten in den „Idioms" ausspricht, dann ist „Idiomatik" letztlich das Studium der Eigenart einer natürlichen Sprache – im Gegensatz zu einer Kunstsprache (logische Sprache oder eine andere „Sprache" mittels ad hoc festgelegter Zeichen) – als Niederschlag der Sprachfähigkeit des Menschen.
Das spürt jeder von uns, wenn er bei einer Übersetzung mit einem „interessanten Ausdruck" ringt: bei dem Versuch, dem Leser oder Hörer in der und durch die Übersetzung die Vorlage möglichst getreu präsent werden zu lassen, erlebt oder ahnt der Übersetzer etwas von dem allgemeinen Wesen der Sprache – und damit ein übersetzungswissenschaftliches Axiom: denn um etwas von einer Sprache A in eine Sprache B zu übersetzen, ist ein tertium comparationis nötig, eine Ebene, in der A sowohl wie B „aufgehoben" sind und von der aus, wie aus einem Brennspiegel, die Ausdrücke a und b trotz ihrer unterschiedlichen „Erscheinung" in den verschiedenen „Idiomen" ihren letztlich identischen Sinn beziehen. Übersetzen und gerade das Übersetzen

Anmerkungen:
[1]) Von der inzwischen sehr umfangreichen Literatur erwähne ich lediglich:
Jürg Häusermann, Phraseologie. Hauptprobleme der deutschen Phraseologie auf der Basis sowjetischer Forschungsergebnisse. Tübingen, Niemeyer 1977 (= Linguistische Arbeiten 47).
Hans Schemann, Das idiomatische Sprachzeichen. Untersuchung der Idiomatizitätsfaktoren anhand der Analyse portugiesischer Idioms und ihrer deutschen Entsprechungen. Tübingen, Niemeyer 1981 (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie Bd. 183).
Harald Thun, Probleme der Phraseologie. Untersuchungen zur wiederholten Rede mit Beispielen aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen und Rumänischen. Tübingen, Niemeyer 1978 (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie Bd. 168).
Alberto Zuluaga, Introducción al estudio de las expresiones fijas. Frankfurt/M (Verlag Peter D. Lang) 1980.
Dazu die Sondernummer der Zeitschrift „Die Neueren Sprachen" (78:6 [= 1979]), die der Idiomatik gewidmet ist.
Jedes dieser Bücher bringt eine reichhaltige Bibliographie.
Thun und auch Zuluaga bringen einen ausführlichen Überblick über die Idiomatikforschung. – Kap. I. 2. bei Thun beschäftigt sich eingehend mit der Terminologie. Wem es besonders um die verschiedenen Typen phraseologischer Verbindungen – und speziell im Deutschen – geht, wird Häusermann mit Gewinn zu Rate ziehen. – Thun und weitgehend auch Zuluaga diskutieren die Problematik von den Ansätzen des Strukturalismus (bes. in der Form Coserius) aus; Zuluaga anhand spanischer Beispiele. Mein Buch, das komparativ (port.-deutsch) vorgeht, sucht „Idiomatik" (im weitesten Sinn dieses Terminus) dynamisch zu fassen und eine Grundlage zu legen für eine semiotische und anthropologische Idiomatikforschung (als Erforschung der Spezifika einer Einzelsprache).
[2]) Dazu näher Kap. 1.2. meiner Habilitationsschrift.

als Transposition des Idiomatischen ist aus diesem Grund, richtig verstanden, immer eine eminent humane Tätigkeit, d.h. ein Akt, in dem das Menschliche in seiner allgemeinen, wesenhaften und zugleich in seiner konkret-besonderen Erscheinungsform transparent wird.
Nicht zuletzt in diesen Zusammenhängen liegen Reiz und Schwierigkeit des Übersetzens idiomatischer Ausdrücke beschlossen: der Übersetzer, der von ganz spezifischen Wendungen seinen Ausgang nimmt, schwingt sich gleichsam in die Ebene der Sprache ein. Daher das geistige Element und die tiefe Freude an dieser Tätigkeit, die über den Fund einer Entsprechung in der jeweiligen Zielsprache weit hinausgeht.

2. Lassen sich nun Reiz und Schwierigkeit der Übersetzung idiomatischer Ausdrücke detaillierter begründen?

2.1. Das erste, was dabei zu beachten ist, scheint mir die Bildhaftigkeit solcher Einheiten. Wenn auch nicht alle Ausdrücke, die als Idioms bezeichnet werden, übertragen sind, so gilt doch in der übergroßen Mehrzahl der Fälle: in dem Augenblick, in dem ein idiomatischer Ausdruck erscheint, wird etwas anderes gemeint als gesagt. Sagt jemand: „Es ist klar, daß dich der Anton betrügen wollte", so erfüllt jedes Wort dieses Satzes seinen intentionalen Gehalt - d.h. etwas zu bedeuten - „direkt". *Es - ist - klar...* deuten auf etwas hin, ohne den Geist zu einem „Rückbezug" - zur „reflexio" - zu bewegen. Sagt er stattdessen: „Es liegt auf der Hand, daß dich der Anton an der Nase herumführen wollte", so sagt er: *(es) - liegt - auf - der - Hand...* bzw. *an - der - Nase - herumführen...*, aber meint etwas ganz anderes: „(es ist) klar/evident/unabweislich/ . . ." bzw. „betrügen/veralbern/drankriegen/ . . ." o.ä.
Ein idiomatischer Ausdruck verlangt also eine Umsetzung und das heißt: eine Übersetzung. Man macht sich das gemeinhin viel zu wenig deutlich: die Übersetzung von einer Sprache in die andere - die sog. interlinguale Übersetzung - und die Übersetzung als Umsetzung innerhalb derselben Einzelsprache - die sog. intralinguale Übersetzung - sind letztlich identische geistige Akte.

2.2. Und auch ein zweites wird viel zu wenig erkannt: die menschliche Sprache, als Sprache, ist nichts anderes als ein Umsetzen - Übersetzen - der Wirklichkeit - sei es die äußere Realität, sei es die geistige, seelische - ins Wort; ein im Kern inkommensurabler Vorgang, der Nietzsche und viele andere Philosophen immer wieder ins „Staunen" versetzt hat. Ein Element X - ein „Ding" der realen, geistigen, seelischen Welt - wird, im und durch das Wort, zu einem „Element" des Geistes, der das völlig außerhalb seiner Liegende gar nicht anders „fassen" kann als eben im und durch das Wort.
Der idiomatische Ausdruck nun, der das eine meint und das andere sagt, ist demnach nichts anderes als eine Umsetzung oder Übersetzung zweiten Grades; oder, genauer: er macht Sprache, als Übersetzung, auf der Ebene der Sprache, „innersprachlich" sichtbar. Das eigentliche Wesen der Bildhaftigkeit scheint mir gerade dies: die beiden Seiten des mit der Sprache als Sprache gegebenen Umsetzungsvorgangs - das „Ding" der „Welt" und das „Element" des „Geistes" - in der Sprache selbst sichtbar zu machen. Daher die Spannung, daher die prinzipielle Offenheit aller (echten) Bilder, ihre Transzendierung aller wie auch gearteter Ideologien und Systeme. Da die Schwierigkeiten und Implikationen der Übersetzung hauptsächlich bei der interlingualen Übersetzung ins Bewußtsein treten und anhand ihrer Problematik diskutiert zu werden pflegen, kommen diese Zusammenhänge viel zu wenig in den Blick.[2]).

2.3. Die konkreten Übersetzungsschwierigkeiten, die sich aufgrund der Bildhaftigkeit ergeben, kennen Sie aus Ihrer täglichen Arbeit aufs beste:
– in der Zielsprache gibt es unter Umständen kein entsprechendes Bild mit derselben Bedeutung - ja vielleicht nicht einmal ein anderes, nicht-idiomatisches Wort, das den vollen Gehalt des Ausgangsidioms adäquat wiedergibt;
– mit dem Bild, das dem Idiom der Ausgangssprache zugrundeliegt, sind in der Zielsprache möglicherweise andere Bedeutungen oder aber andere Wertungen verknüpft;
– in der Zielsprache mögen andere „Bilder" vorhanden sein, die dieselbe oder eine sehr ähnliche Bedeutung haben wie das Idiom der Ausgangssprache, doch sie rufen andere sprachliche und nicht-sprachliche Assoziationen hervor.
Wie jeder von Ihnen aus seiner täglichen Praxis weiß: die Bedeutung „als solche" zu übersetzen, ist auch bei schwierigen idiomatischen Ausdrücken meistens möglich. Aber die Nuancen zu treffen, das Assoziationsgeflecht, das in bestimmten Texten, in bestimmten Zusammenhängen, bei bestimmten Autoren, in bestimmten Epochen, mit bestimmten Bildern evoziert werden - das ist häufig unmöglich.
Hinzu kommen die Probleme der Stilebene, der kontextuellen Restriktionen, der syntaktischen Unterschiede, der aspektuellen Verschiedenheiten u.a.m. Wir wollen uns diese Probleme kurz anhand einer Gruppe von idiomatischen Ausdrücken vor Augen führen, die alle die Bedeutung „sterben" haben.

3.1. Eine ganze Reihe dieser Wendungen kommt aus dem religiösen Bereich. Ausdrücke wie *Gott nimmt jen. zu sich,* mit der Variante *Gott ruft jen. zu sich, in die ewige Seligkeit eingehen* oder *in die Ewigkeit eingehen* werden wohl nur in einem religiösen Kontext gebraucht, sei es, daß der Sprecher selbst religiös gesinnt ist, sei es, daß der oder die Hörer eine solche Stilebene erwarten oder der Text sie verlangt. Man wird diese Ebene religiös-gehoben nennen können.
In den Himmel kommen/(gehen), ebenfalls aus dem religiösen Bereich stammend, ist dagegen Kindersprache - während die Pendants *in die Hölle kommen/(gehen)* stark auf den Sprechakt Drohung - seitens der Erwachsenen, Kindern gegenüber - bezogen sind *(Wenn du das tust, kommst du in die Hölle!...).* Vgl. in diesem Zusammenhang auch *jen. in die Hölle wünschen* oder, als Parallelbildung dazu, *jen. zum Teufel wünschen* - wo indessen die Bedeutung „sterben" nicht mehr (notwendig) gegeben ist und die soviel bedeuten (können) wie „jen. ganz weit weg wünschen (wo es ihm nicht gerade gut geht)", „wünschen, jen. nicht mehr zu sehen (und damit: daß es ihm schlecht geht, er leidet, gestraft wird o.ä.)". Eine oft ironisch gebrauchte Variante hierzu ist: *jen. auf den Blocksberg wünschen.*
In der Stilebene ebenfalls ziemlich hoch, aber von einer Art „sanfter Bürgerlichkeit", wenn dieser Terminus gestattet ist, sind *sanft (und selig) entschlafen, seine Augen für immer schließen,* mit der Variante *seine Augen für immer zutun;* mit zusätzlichem Pathos *jem. brechen die Augen* - wohl vorwiegend resultativ gebraucht: *js. Augen sind gebrochen.* Falsches Pathos und daher oft eine Dosis - gewollter oder unfreiwilliger - Komik wird man empfinden in *den letzten Hauch von sich geben, seine Seele aushauchen* - während *den/seinen Geist aufgeben,* ursprünglich aus der Bibel stammend und sehr hoch im Stil, heute salopp-ironisch klingt, aus dem einfachen Grund, daß die Metapher „etwas gibt den Geist auf", in der Bedeutung „geht kaputt", die Bedeutung „sterben" überlagert hat.
Auf einer mittleren Stilebene dürften *sein Leben verlieren, etw. mit seinem Leben bezahlen* und ähnliche Ausdrücke angesiedelt sein. Wie nun, wenn ein Arzt etwa von jemandem sagt: „Der Herr Müller - *ein hoffnungsloser Fall.*"? Das Idiom, an sich ja keineswegs auf die Bedeutung „sterben" restringiert und daher nur von einem bestimmten Kontext her genau definiert, dürfte an der Grenze dessen liegen, was man als familiären Stil bezeichnet. Liegt *es ist aus mit Herrn Müller* auch noch auf dieser Ebene? In jedem Fall ist es härter, schroffer. Im übrigen drückt *es ist aus mit jem./etw.* eigentlich nur das „Ende" aus; deshalb erhält auch diese Einheit erst von ihrem spezifischen Kontext her ihre genaue Bedeutung. Die Ausdrücke mit *Ende - es geht zu Ende mit jem./(es ist mit jem. zuende)* - sind, im Gegensatz zu den zuletzt erwähnten, sachlich; Härte, Schroffheit oder eine ähnliche Einstellung implizieren sie nicht.
Salopp, verächtlich oder ironisch: *hin sein, hops sein, hops gehen;* kalt, hart: *kaputt gehen;* derb, grob: *den Arsch zukneifen.*

[2]) Dazu näher Kap. 1.2. meiner Habilitationsschrift.

3.2. Die Stilebene – deren eindeutige Zuordnung in Einzelfällen nicht leicht sein mag, die aber im allgemeinen wenigstens dem native speaker keine größeren Schwierigkeiten zu machen pflegt – überlappt sich nun mit anderen Faktoren. Uns sollen zunächst temporale, aspektuale und modale Bedeutungselemente beschäftigen.
Js. Augen sind gebrochen bedeutet soviel wie „J. ist (schon) gestorben"; *js. Leben neigt sich dem Ende zu, es geht zu Ende mit jem.* „er wird (bald) sterben"; *mit einem Bein/Fuß im Grabe stehen* „J. wird (bald) sterben", mit der Nuance: „der Sprecher sieht das heikel, kritisch o.ä."; *es ist aus mit jem.* „j. muß (bald) sterben", „er kann dem Tod nicht mehr entrinnen" – während bei der Formulierung *Jetzt ist (auch) der Herr Müller am dransten* salopp konstatiert wird: „es trifft ihn wie alle anderen Menschen", unter Umständen mit der Nuance: „Gott sei Dank".
Schon unter der Erde liegen spezifiziert: „schon lange/länger gestorben sein" oder, modal, „natürlich/bestimmt/. . . schon gestorben sein" *(Was? Du willst den Hausmann besuchen? Der liegt doch schon unter der Erde); js. Leben hängt an einem dünnen/seidenen Faden* variiert das „bald sterben müssen" zu „in einer äußerst kritischen Situation stehen, so daß man, wenn jetzt nicht alles gut geht, sterben muß".
Das Bedeutungselement „unweigerlich sterben müssen" fassen *ins Gras beißen müssen, dran glauben müssen* realistisch-kalt als unentrinnbar, während *jem. tut kein Zahn mehr weh, j. hört keinen Hahn mehr krähen* das „schon gestorben sein" salopp wiedergibt. Gleichsam die entgegengesetzte Einstellung drückt *den Gnadenstoß erhalten/bekommen* aus: nach Meinung des Sprechers „darf" jemand „sofort sterben" – jemand, „der ohnehin nicht mehr lange zu leben hätte und dessen Leid (daher) abgekürzt wird".
Jen. das Leben/den Hals/den Kopf/Kopf und Kragen kosten betonen demgegenüber die gefährliche Situation o.ä., in der jemand „sein Leben dransetzt, sterben muß", *sein Leben hingeben/opfern, den Kopf hinhalten, Kopf und Kragen riskieren/aufs Spiel setzen* (u.a.) die Bereitschaft, *„sein Leben zu wagen"* – wobei einmal eher die Geduld, (ständige) Opferbereitschaft (für etwas Wertvolles), zum andern eher Risikofreude, unter Umständen eine ins Heldenhafte gehende Gesinnung ausgedrückt wird. Hochgemuter: *sein Leben für jen./etw. in die Schanze schlagen.*

3.3. Mit den genannten Spezifizierungen hängt eng zusammen, wie, wo, unter welchen Umständen jemand stirbt, d.h. metonymische Bedeutungselemente.
Zahlreich sind naturgemäß idiomatische Ausdrücke, die aus dem Bereich des Krieges, des Kampfes stammen: *an der Front sterben,* pathetischer: *auf dem Felde der Ehre sterben, auf dem Kampfplatz sterben* – oder, verhüllend: *auf dem Kampfplatz bleiben* –; mit noch stärkerem Pathos und heute wohl nur noch historisch bzw. historisierend oder aber ironisch möglich: *auf der Walstatt bleiben, sein Leben auf dem Altar des Vaterlandes opfern.*
Das Mittel, durch das jemand stirbt, geben an: *durch das Schwert sterben* oder, euphemistisch, *durch das Eisen sterben:* die Person: *durch js. Hand sterben/fallen;* vgl. auch *durch Henkershand sterben.*

Die Massenhaftigkeit des Todes – im Krieg oder ähnlichen Situationen – umschreibt der Vergleich *wie die Fliegen sterben;* die Schicksalhaftigkeit, daß der Einzelne für etwas, das ihm an sich eher fremd ist, dem er sich ausgeliefert fühlt, *„sein Leben hingeben muß",* drücken *seine Haut/(sein Leben) zu Markte tragen, den Kopf hinhalten (müssen)* und ähnliche Wendungen aus, in der Regel mit der Sprecheinstellung: Mißfallen, Abwehr, Kritik.
Andere Bereiche des Todes implizieren *ein feuchtes Grab finden, sein Grab in den Wellen finden, Freund Hein holt jen.* – alles Ausdrücke aus der Seemannssprache –, *am Kreuz sterben, den Kreuzestod sterben/erleiden, im Kindbett sterben, dem Arzt unter den Händen sterben* u.ä.
Entkonkretisiert ist heute dagegen: *über die Klinge springen müssen.* Diese grausam-humorige Umschreibung verwendet das Bild der Hinrichtung durch das Schwert. Strenggenommen ist es nur der Kopf, der „über die Klinge springen muß", während der übrige Körper darunter bleibt. Luther trifft den Vorgang des Köpfens noch genauer, wenn er schreibt: „. . . die ihm den Kopf über eine kalte Klinge hatten hüpfen lassen". Der ursprüngliche Sinn der Redensart wurde offenbar schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts mißverstanden. Heute läßt sich die Bedeutung wohl mit „dran glauben müssen" umschreiben – wobei allerdings das einschränkende Moment der Hinrichtung nach wie vor aktualisiert zu werden pflegt.[3])

3.4. In den verschiedensten Zusammenhängen erwähnten wir schon die unterschiedliche Sprecherhaltung, die mit den einzelnen idiomatischen Redensarten verknüpft ist. Sogar beim Selbstmord – der bei uns eher negativ beurteilt wird – finden sich durchaus verschiedene Haltungen des Sprechers lexikalisiert.
Neutral sind *Selbstmord begehen/verüben,* wohl auch *sich das Leben nehmen* – dies vielleicht ein wenig kolloquialer. *Seinem Leben ein Ende machen* empfindet die Resignation nach, die jemanden dazu bewegen kann, *„sich umzubringen",* wie man mit gewisser Härte sagt.
Anders: *Hand an sich legen;* der Ausdruck wertet kritisch; „das sollte man nicht", „man vergreift sich nicht am Leben" – so ähnlich ließe sich die Einstellung des Sprechers vielleicht wiedergeben. Demgegenüber steckt in *sich eine Kugel durch den Kopf schießen* oder *sich eine Kugel durch den Kopf jagen* ein Moment der Anerkennung: das wagt nicht jeder . . .
Erhaben – falls nicht ironisch – klingt *den Freitod wählen;* es weckt Assoziationen an die Antike, an Menschen, die, aus Ehre, um dem Feind nicht in die Hände zu fallen oder weil sie ihren Dienst für das Vaterland keinen Sinn mehr sahen, *„dem Leben Lebewohl sagten"* – um eine Umschreibung zu wählen, die durch den bewußten Stilbruch den Unterschied der historischen Wertschätzungen andeuten mag.
Den Gashahn aufdrehen, Pillen schlucken geben, dem „Freitod" gegenüber, gleichsam die entgegengesetzte Haltung an: das bürgerlich-stille Weggehen, die Verzweiflung, die in routinemäßigen Griffen ihre *„Lösung"* findet . . .

4.1. Schauen wir zurück: jeder Ausdruck hat seine eigene Art, das „Sterben" zu „sehen". Verschiedene Bilder, verschiedene Wertungen des Sprechers, verschiedene temporale, modale, aspektuale Perspektivierungen, verschiedene historische Assoziationen und Lebensbereiche, verschiedene Verbindungen zu anderen Einheiten mit gleicher oder ähnlicher Struktur (Varianten), verschiedene Berufe, verschiedene Mittel, die angesprochen werden – alles dies überlappt sich in jeder einzelnen idiomatischen Wendung auf jeweils einmalige Art. Und all dies will, im optimalen Fall, mitübersetzt werden.
Es liegt auf der Hand, daß der Übersetzer – wenn nicht der Glücksfall vorliegt, daß sich in der Zielsprache ein (fast) identisches Gefüge findet – entscheiden muß, auf welche Elemente es in dem gegebenen Kontext entscheidend ankommt. Manche Äquivalente scheiden aus, weil sie von der Tempusstruktur, der Wertung oder anderem her einfach nicht passen. Aber in der Regel bleibt eine ganze Skala möglicher Übersetzungen.

Die Entscheidung nun, um welche Nuancen es in der Vielfalt der Überschneidungen hic et nunc geht, nimmt dem Übersetzer niemand ab. Darin liegt seine Verantwortung. Seine Vorarbeit: den Text genau kennen, die inneren Querverbindungen erschließen, das Anliegen des Autors herausarbeiten, die historischen Hintergründe aufdecken, Ausgangs- und Zielsprache so gut wie möglich erlernen, gewissenhaft nachschlagen, unter Umständen Kollegen, Einheimische befragen – all das sind unerläßliche Voraussetzungen für eine gute Übersetzung. Aber in seiner letzten Entscheidung ist der Übersetzer auch dann allein, wenn er diese – sehr ernstzunehmenden – handwerklichen Elemente aufs beste beherrscht und es damit äußerst ernst nimmt.
Das „künstlerische Element", der „esprit de finesse", der in einem gegebenen Einzelfall die beste Entsprechung entdeckt – sie ist gleichsam der Funken des Geistes, der, aus den Vorkenntnissen und Erfahrungen schöpfend – im oben skizzierten Sinn – zwi-

[3]) nach *Lutz Röhrich,* Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, 2 Bde, Freiburg – Basel – Wien (Herder) 1973 – einem kulturhistorisch ausgezeichneten Überblick –, Bd. 1, S. 517.

schen dem Ungleichen – den Idioms der Ausgangs- und der Zielsprache – eine Brücke baut, und so, in die Verschiedenheit hinein Identität stiftend, Verständnis schafft.

4.2. Schwieriger als bei den beispielhaft herangezogenen Einheiten für „Sterben" ist die Stiftung des Verständnisses in den Fällen, in denen es sich um Ausdrücke handelt, die durch andere gar nicht zu umschreiben sind – ja, deren Bedeutung unabhängig von ihnen gar nicht vorliegt oder vorzuliegen scheint.
Was „sterben" ist, wissen wir – oder glauben es zu wissen. Insofern liegt hinter all den herangezogenen Idioms ein bekanntes Etwas – eine uns geläufige (wenn auch geheimnisvolle) „Bedeutung". Aber was ist genau: *„das Kind mit dem Bade ausschütten", „etwas auf die Spitze treiben"?*
In solchen Metaphern wird die Sprache als Vermögen „erschließender Erfindung" faßbar[4]); man hat sie deshalb im eigentlichen Sinn „poetisch" genannt[5]). Sie formulieren nicht etwas – bereits Vorliegendes – neu; sie ringen dem Reich des Unerkannten eine neue „Bedeutung" ab. Diese – neue – Bedeutung zu erfassen, nachzuvollziehen – sie rezipieren – und dann adäquat umzusetzen, zu übertragen: das macht wohl auch den eigentlich künstlerischen Kern des Übersetzens aus. Auf der Ebene der idiomatischen Einheiten, d.h. auf der Ebene des Syntagmas – doch was für diese Einheiten im kleinen gilt, gilt entsprechend für einen umfangreicheren Text – ein Gedicht, einen Roman ... – im großen: neue Einheiten, als solche, nachschöpferisch zu fassen und sie, in der Übersetzung, dem Verständnis anderer zu erschließen.
Es würde mich freuen, meine Damen und Herren, wenn es mir – in Abwandlung eines bekannten Worts von Ernst Robert Curtius: „Der liebe Gott steckt im Detail" – gelungen wäre, Ihnen den Reiz und die Schwierigkeit und damit den Sinn Ihrer täglichen Arbeit anhand der idiomatischen Ausdrücke von linguistischer Perspektive her ein wenig weiter zu erschließen.

Pressestimmen zum 14. Esslinger Gespräch

„Gemeinsam sind wir unausstehlich"?
(Börsenblatt, 27. 11. 1981)

Eingeschüchtert von den Worten seiner Vorredner und von Natur aus eher schüchtern, trat er ans Rednerpult: Heinrich Maria Ledig-Rowohlt. So jedenfalls stellte er sich der versammelten Gemeinde der Übersetzer beim 14. Esslinger Gespräch in – nein, nicht in Esslingen – Bergneustadt vor.
Er war gekommen, um einen Preis zu vergeben, den Hieronymusring, der 1979 anläßlich des 80. Geburtstages der „hervorragenden Übersetzerin" Susanna Brenner-Rademacher vom Verband deutschsprachiger Übersetzer und vom Rowohlt Verlag gestiftet worden war. Vorgesehen war, daß die Preisträgerin den Ring nach drei Jahren an eine(n) Übersetzer-Kollegin (Kollegen) weitergibt, die (der) „wie sie im verborgenen wirkt und nach ihrer Ansicht zu Unrecht nirgends preisgekrönt wurde". Nach dem Tode Susanna Brenner-Rademachers am 20. September 1980 wurde der Verleger und Übersetzer Ledig-Rowohlt gebeten, den neuen Preisträger zu bestimmen.
Er entschied sich für Kai Molvig, einen besonders stillen Vertreter seines Berufes, wie er in seiner Laudatio ausführte. Das liege nicht zuletzt an dessen großer Sensibilität, die ja für einen Übersetzer eine spezielle Stärke sei. Ledig-Rowohlt teilte Molvigs Übersetzungen in drei Gruppen, die er als nicht zufällig für diesen Übersetzer ansieht. Zum ersten die großen amerikanischen Romane, zum Beispiel von Hubert Selby oder John Updike. Zur zweiten Gruppe zählte er „kleine literarische Kostbarkeiten", wie zum Beispiel „Ich hörte die Eule – sie rief meinen Namen" von Margaret Craven. Zur dritten Gruppe rechnete er Übersetzungen mit „Phantasie und Witz", wie beispielsweise die Sex-Satire „Candy" von Southern-Hoffenberg.

[4]) Als Einführung in die Metaphernforschung: *Jürgen Nieraad,* Bildgesegnet und bildverflucht. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1977.
[5]) So insbesondere der portugiesische Linguist *J. G. Herculano de Carvalho.*

Der 1911 in Riga geborene Molvig war Tänzer und Pianist, bevor er in der zweiten Hälfte seines Lebens eine neue Laufbahn wählte, den Beruf des Übersetzers. Er hat in Norwegen und den Niederlanden gelebt und wohnt heute in München.

Ledig-Rowohlt berichtete von den „bissigen und witzigen Kommentaren", von der großen „Kenntnis der Welt" eines Mannes, den seine Schwerhörigkeit zu einem „Hellhörigen" gemacht zu haben scheint. Eben diese Schwerhörigkeit hatte den so Geehrten davon abgehalten, den Hieronymus-Ring selbst in Empfang zu nehmen. Weil ihm kein Hörgerät so recht helfen kann, zieht er seit langem vor, nie mit mehr als drei Menschen zusammenzusein.
Zur Eröffnung des Gespräches waren für die über hundert Teilnehmer „Klagedrommeten und Hoffnungsglöckchen" erklungen. Mehr Betonung auf die Hoffnungsglöckchen legte der Direktor der gastgebenden Heimvolkshochschule der Friedrich-Ebert-Stiftung, Egon Erwin Müller. Nur „Klagedrommeten" stimmte Dr. Klaus Birkenhauer, Präsident des Verbandes deutschsprachiger Übersetzer (VdÜ) und Vorsitzender der Bundessparte Übersetzer des VS, angesichts der düsteren Lage im Bereich der kulturellen Förderung an. Er sah als einzigen Hoffnungsschimmer den Zusammenhalt der Übersetzer untereinander, denn „gemeinsam sind wir unausstehlich".

Vielleicht stimmt das in bezug auf die, von denen die Übersetzer etwas wollen. Auf dieser Tagung jedenfalls waren sie alles andere als unausstehlich. Bester Stimmung waren sie in den sechs Seminaren bei der Sache.

Erstmals hatte man in diesem Jahr zwei nicht auf eine bestimmte Fremdsprache bezogene Arbeitsgruppen gebildet. In den Sachgruppen „Idiomatik" und „Konjunktiv" wurden die bei der Übertragung ins Deutsche allgemein auftretenden Schwierigkeiten mit Idiomen und dem Konjunktiv behandelt. Während dieses Wochenendes hat kaum einer mehr unbefangen den Konjunktiv verwendet – und wahrscheinlich wurde dieser auch kaum jemals so häufig in Reden und Statements eingeflochten.

Die französische und eine der beiden englischen Gruppen arbeiteten an zwei vorgegebenen Texten, die andere englische Gruppe machte ein Werkstattgespräch: Übersetzer hatten Probleme von ihrem Arbeitstisch mitgebracht. Letzteres soll dazu verhelfen, die Arbeit der Übersetzer auch untereinander transparent zu machen. So können die – dieses Mal besonders reichlich vertretenen – jüngeren Kolleginnen und Kollegen von den alten Hasen lernen.
Einen Zusammenhalt ganz eigener Art hatten die „Tschechen" entwickelt. Sie waren nicht nur während der Zeit der Seminararbeit immer gemeinsam um einen großen Tisch am Kamin versammelt. Diese Sprachgruppe beschäftigt sich abwechselnd mit der tschechischen und der slowakischen Sprache. In diesem Jahr war die tschechische an der Reihe. Zum dritten Mal war ein Autor aus der Tschechoslowakei dabei, dessen Text ins Deutsche übersetzt wurde. Der „zweithöchste" Schriftsteller der Tschechoslowakei, wie ihn der Übersetzer Franz Peter Künzel nannte, Josef Kadlec. Er ist der Leitende Sekretär der Vereinigung tschechoslowakischer Schriftsteller. Obwohl viele der Teilnehmer der tschechischen Arbeitsgruppe Emigranten waren, konnte Kadlec die Atmosphäre der Tagung als ausgesprochen gut bezeichnen. Er freute sich über diese Einladung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß in Zukunft die Kontakte zwischen den bundesdeutschen und den tschechoslowakischen Kollegen noch erweitert werden können und daß es zu einem zunehmenden Austausch von Informationen kommt. Dafür gibt es auch schon praktische Vorschläge. So versprach Kadlec Informationsmaterial für ein Übersetzertreffen. Thema sollen Texte von Jaroslav Hašek sein, in Vorbereitung von dessen 100. Geburtstag 1983. „Einen Beitrag zur Verständigung und zum Frieden" nannte der Sprecher der Gruppe, Künzel, die Arbeit der „tschechischen" Teilnehmer.

Traditionell trifft am letzten Tag der „Gespräche" ein Autor auf „seine" Übersetzer. Dieses Mal war es Max von der Grün mit seinem Buch „Wie war das eigentlich". Man hatte noch am Tage vorher den Ablauf ändern müssen, da von den eingeladenen vier

Übersetzern aus unerfindlichen Gründen drei nicht gekommen waren.
So konnte nur der ungarische Übersetzer Lászlo Jólesz direkt zu seiner Arbeit an diesem Text Stellung nehmen. Er erklärte, daß ihm nicht nur der Autor und seine Bücher schon von anderen Übersetzungen her bekannt seien und er sie sehr schätze, sondern daß er darüber hinaus in diesem Bericht einer Jugend im Dritten Reich auch viele Parallelen zu seiner eigenen Geschichte gefunden habe. Die Vorstellung der Übersetzungen in andere Sprachen hatten kurzfristig Teilnehmer des Seminars übernommen.

Preisverleihung, sachliche Arbeit, offizielle und inoffizielle Kontakte mit Kollegen und Autoren machen die „Esslinger Gespräche" alljährlich zu einem wichtigen Ereignis für die Übersetzer. Das wachsende Selbstvertrauen und der Zusammenhalt verstärkten ihre Stellung nach außen. Viele jedoch scheinen besonders die persönlichen Gespräche und Diskussionen am Rande der Veranstaltung zu suchen. *Gabriela Wenke*

Deutschstunden für Übersetzer
(Badische Zeitung, 10. 12. 1981; Tagesspiegel, 10. 12. 1981; u.a.)
Die Seminare, die seit jeher den Mittelpunkt der „Esslinger Gespräche" - die Gelenkstelle nämlich zwischen Übersetzungspraxis und ihre kollegialen Reflexion - bilden, hatten in den Vorjahren in sechs bis acht verschiedenen Sprachgruppen stattgefunden, heuer aber waren es nur (noch) drei: englisch, französisch und tschechisch. Für diese Verschlankung des Tagungsprogramms gibt es zwei Gründe. Der eine ist ein allgemeiner, bekannter: die Sparmaßnahmen der öffentlichen Hand. Sie betreffen den Kulturbereich auch, ja gerade dort, wo es kaum etwas zu sparen gibt: bei den literarischen Übersetzern etwa, die einzelgängerisch und unauffällig arbeiten, schlecht bezahlt und kaum beachtet werden.

So mußte die Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt, die dieses jährliche Treffen seit 1973 beherbergt, die Referentenzahl halbieren, mußte der „Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen", der freilich vor allem auf Verlags- und andere private Spenden angewiesen ist, diesmal auf die Vergabe von Reisestipendien verzichten, mußte Klaus Birkenhauer, Präsident des Verbandes deutschsprachiger Übersetzer und Vorsitzender der Bundessparte Übersetzer des VS, für das (noch im Aufbau befindliche) Europäische Übersetzer-Kollegium in Straelen am Niederrhein schon von „Notplänen" reden, „um das, was wir dort haben, erhalten zu können". So mußte auf die Einladung mehrerer jugoslawischer Übersetzer verzichtet und ein Reisekostenzuschuß für zwei bulgarische Kolleginnen abgelehnt werden. Eine Liste von Fehlbeträgen, die sich fortsetzen läßt: Belege für die Misere eines Kulturbetriebs, der einem flüsternden Opernchor weit mehr Aufmerksamkeit widmet als zehn Romanübersetzungen. (Und warum, so ist - ganz nebenbei - zu fragen, sieht der deutsche Literaturfonds hier keine Subventionsmöglichkeit, wo doch der Transport der deutschen Literatur ins Ausland zu seinen vorrangigen Aufgaben zählt?)

Wie ein (ideeller) Tropfen auf den heißen Stein scheint vor diesem Hintergrund die Vergabe des Hieronymus-Rings, eines vom Rowohlt-Verlag und den Übersetzern 1979 gemeinsam gestifteten Preises, der undotiert ist und alle drei Jahre verliehen wird. Nach Susanna Brenner-Rademacher, die 1980 starb (und ihn deshalb nicht selbst weitergeben konnte), erhielt ihn nun Kai Molvig, den (sein Verleger) Heinrich Maria Ledig-Rowohlt in seiner kleinen Laudatio einen „besonders stillen Übersetzer im Lande" nannte, „obwohl er einige sehr lautstarke Bücher übersetzt hat" (so „Letzte Ausfahrt Brooklyn" von Hubert Selby oder „Angst vorm Fliegen" von Erica Jong), und wegen seiner besonderen Sensibilität, seiner Hellhörigkeit und Beobachtungsgabe rühmte. Molvig, der aus gesundheitlichen Gründen den Ring nicht selbst entgegennehmen konnte, hat vor allem aus dem Amerikanischen übersetzt, unter anderem Romane von Philip Roth, John Updike und Terry Southern.

Der andere Grund für besagte Programmänderung aber ist ein sachlicher, konzeptioneller: Das Bedürfnis vieler Teilnehmer, eingehend Problemfelder des Übersetzens zu beackern, die sich aus den Eigenarten der Zielsprache, also des Deutschen, ergeben und unabhängig von jenen der Ausgangssprache bestehen. Für zwei solcher Themenbereiche wurden - alternativ zu den üblichen Übersetzungsseminaren - gesonderte Arbeitsgruppen eingerichtet: für Idiomatik und für den Konjunktiv. Beide wurden von Linguisten geleitet und in einführenden Referaten umrissen. Hans Schemann (Stuttgart) reflektierte unter dem Titel „Idiomatik als Reiz und Schwierigkeit beim Übersetzen" über sprachliche Ausdrücke, „die das eine sagen und das andere meinen", insofern schon einen besonderen Typ der Übersetzung (zwischen Realität und Sprache) darstellen und gerade deshalb das Übersetzen (zwischen den Sprachen) besonders herausfordern: als Möglichkeit auch, die eigene Sprache biegsam zu machen und zu bereichern. Eine kommentierte Auflistung idiomatischer Ausdrücke für „sterben" lieferte hierzu facettenreiches Illustrationsmaterial.
Karl-Heinz Bausch (Mannheim) legte Thesen zum „Konjunktiv als Stilmerkmal" vor, wobei er, ausgehend von der Diskrepanz zwischen normativen Forderungen und Sprachpraxis, nachwies, daß „der Formenbestand des Konjunktivs im heutigen Deutsch nicht dem entspricht, was Sprachpflege und Grammatik (vor allem gegen die ‚würde'-Form) unterstellen". Sein Fazit: Jeder entwickelt hier eigene Regeln, die nicht nur in der gesprochenen, sondern auch in der geschriebenen Sprache von der Grammatik (und oft zugleich von den eigenen Erklärungen derselben) abweichen.
Und Klaus Birkenhauer berichtete über „Nachschlagemöglichkeiten in Straelen", wo das Europäische Übersetzer-Kollegium gerade auch im Hinblick auf „kleinere" Sprachen schon über nützliche (und benutzbare) Einrichtungen verfügt: Nach den deutschen und russischen sind die schwedischen, polnischen und finnischen Lexika besonders gut vertreten. Durch zwei große Schenkungen - die Bibliotheken des Schriftstellers Joseph Breitbach und der Übersetzerin Susanna Brenner-Rademacher - wurde auch der Buchbestand wesentlich erweitert.

A. Merten:
Max et Moritz
(lateinische Fassung, München 1932, bei Braun & Schneider)
Wir suchen Verbindung zum Inhaber der Rechte.
DEUTSCHER TASCHENBUCH VERLAG
Lektorat dtv zweisprachig
Postfach 40 04 22
8000 München 40

In der Abschlußveranstaltung „Der Autor trifft seine Übersetzer - die Übersetzer treffen ihren Autor" war diesmal Max von der Grün zu Gast, der sein Buch „Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich" mit den Übersetzern ins Niederländische, Schwedische, Englische und Ungarische diskutieren sollte, aber nur letzteren (Lászlo Jólesz) vorfand. Von den anderen waren zumindest die Arbeiten greifbar, die in kurzen Auszügen vor- und nebeneinandergestellt wurden. Besondere Übersetzungsprobleme tauchten jedoch nicht auf, allenfalls ein paar politische Begriffe der Nazizeit („Hitlerjugend", „Fähnleinführer") erforderten, sofern sie nicht deutsch übernommen wurden, paraphrasierende Erklärungen.
Was der Übersetzungsvergleich dagegen ganz absichtslos zutage förderte, waren Schludrigkeiten und Ungenauigkeiten (etwa „dasselbe" statt „das gleiche") im Original, einer erhellenden Mischung aus Autobiographischem und Dokumentarischem, in der die persönliche mit der nationalen Geschichte kontrastiert und verschränkt wird. Während manche Übersetzer diese Nachlässigkeiten mit ebensolchen beantworteten, korrigierten andere stillschweigend. Was sich die Übersetzer auf diesem „14. Esslinger Gespräch" selbst(kritisch) verordneten, könnte also auch für Schriftsteller nachahmenswert sein: Deutschstunden.
Andreas Roßmann

Übersetzer-Kolloquium in Kanada

„The Art of Literary Translation" war das Thema des dritten *McMaster Colloquium on German Literature* das vom 1. bis 3. Oktober 1981 an der McMaster University in Hamilton/Ontario stattfand. Veranstalterin war die Deutsche Abteilung der Universität.
Im Mittelpunkt der dreitägigen Konferenz stand die Übertragung zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur ins Englische. Insgesamt siebzehn Autoren, Übersetzer und Linguisten aus Nordamerika und Europa äußerten sich dazu in den vierundzwanzig verschiedenen Vorträgen, Seminaren, Arbeitsgesprächen und öffentliche Lesungen. Unter den zahlreichen Gästen waren Philologen, Linguisten, Komparatisten, Übersetzer und Sprachstudenten aus vielen Universitäten Kanadas und der USA. Der Saarbrücker Linguist Wolfram Wilß eröffnete die Vortragsreihe des ersten Tages mit einem Grundsatzreferat zum Thema „Translation Studies: The State of the Art". Anschließend sprach Barbara D. Wright, University of Connecticut, über „Methodology of Literary Translation". Ein Referat von Harry Zohn, Brandeis University, Massachussetts, über „The Translation of German Satire (Kraus, Tucholsky et al.) beschloß den Vormittag. Professor Zohn hat außer diesen Autoren u.a. auch Benjamin, Buber, Freud, Kästner, Heinrich Mann und Schnitzler ins Englische übertragen.

Mit besonderer Spannung erwartet wurde der erste Nachmittagsvortrag. Es sprach die bekannte Böll-Übersetzerin Leila Vennewitz, Vancouver, die auch Jurek Becker, Franz Fühmann, Uwe Johnson, Walter Kempowski und Martin Walser übertragen hat. Ausgehend von ihren langjährigen Erfahrungen bei der Übersetzung dieser Autoren, berichtete sie über „Translator and Author: Some Relationships". Weitere Übersetzerperspektiven vermittelten dann Marion Faber, Swathmore College, Pennsylvania („Wolfgang Hildesheimer's *Mozart*") sowie Breon Mitchell, Indiana („Radio Plays and Cultural Context in Translation"). Dieser war zusammen mit dem (von ihm ins Englische übersetzten) deutschen Hörspielautor Rüdiger Kremer angereist, mit dem er am gleichen Abend eine öffentliche Lesung (Original und Übersetzung) veranstaltete. Ebenfalls am Abend las Leila Vennewitz Auszüge aus ihrer kürzlich bei Knopf, New York, erschienenen Übersetzung von Walter Kempowski *Aus großer Zeit* (engl. Titel: *Days of greatness).* Der Autor hatte ursprünglich selbst kommen wollen, mußte dann aber kurzfristig aus gesundheitlichen Gründen absagen.

Im Zeichen der Übertragung von Lyrik stand der zweite Konferenztag. Das erste Hauptreferat, über „Some Aspects of the Translation of Poetry", hielt Ewald Osers, Großbritannien, der anschließend - nach einem kürzeren Vortrag von Regine K. Solibakke, University of Maryland, über „Poetry Translation: Criticism and Evaluation" - zusammen mit Leslie Willson, University of Texas at Austin, einen „Open Workshop on Poetry" leitete. Der Höhepunkt des Nachmittags war der Vortrag von Hans Magnus Enzensberger über „The Poet as His Own Translator". Sein Thema war die Übersetzung von *Der Untergang der Titanic.* Dieses Werk ist vor kurzem in Enzensbergers eigener Übertragung als *The sinking of the Titanic* erschienen. Anschließend sprach Richard Exner, University of California, Santa Barbara, der selbst Lyrik verfaßt und übersetzt hat, über „Paul Celan in English: Remarks on the Limits of Translatability".

Bei den vier verschiedenen Arbeitssitzungen, von denen je zwei parallel liefen, war das Publikum zur Mitarbeit aufgefordert.
Die erste Sitzung leitete J.W. Whiton, University of Waterloo, der die Übersetzung von Th. Manns *Tod in Venedig* durch Lowe-Porter kritisch analysierte. In der zweiten referierte G. Teuscher, McMaster University, über „Literary Translation and the Academic Curriculum". Die Leiter der dritten und vierten Sitzung waren Professor Wilß („Equivalence in Literary Translation") und Professor Zohn („Satire in Translation: H. Qualtinger and C. Merz"). Zwei öffentliche Lesungen beschlossen den Tag. Es lasen und diskutierten Richard Exner mit seinem Übersetzer Ewald Osers sowie Hans Magnus Enzensberger mit seinem Übersetzer Michael Hamburger.
Auch der dritte Konferenztag brachte neue Höhepunkte. Zuerst sprach der bekannte britische Übersetzer und Autor Michael Hamburger über das Thema „Modern German Literature in England: A Personal Account". Danach berichtete Professor Willson über die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte von *Dimension*, der an der Universität Texas (Austin) erscheinenden und von ihm herausgebenen Zeitschrift für literarische Übersetzung. Anschließend ergriff sein Verleger das Wort: Werner Mark Linz von der *Continuum Publishing Company* in New York referierte über „Contemporary German Literature in the USA: A Publisher's Viewpoint". *Continuum* startet ab 1982 eine neue, großangelegte Serie, *The German Library* in deren Rahmen Hauptwerke der deutschen Wissenschaft, Kunstgeschichte, Musik, Literatur und Politik vom Mittelalter bis zur Gegenwart - insgesamt hundert Bände - in englischer Übersetzung erscheinen sollen. Am Nachmittag leitete der Verleger ein Seminar über „Problems and Realities of Publishing German Literature in Translation".
Den Abschluß des dritten Tages - und der Konferenz - bildete ein Podiumsgespräche zwischen Richard Exner, Werner Mark Linz, Leslie Willson und Harry Zohn mit dem zusammenfassenden Thema „Translation and Reception: Modern German Literature in North America".
Eine Ausstellung von Werken der verschiedenen beteiligten Autoren und Übersetzer in der Universitätsbuchhandlung rundete die gut besuchte Veranstaltung ab, zu deren finanziellem Gelingen der Kanadische Forschungsrat, das Torontoer Goethe-Institut, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der British Council und die Universität selbst beigetragen hatten. Die einzelnen Beiträge werden in einem Band veröffentlicht, der noch im Lauf dieses Jahres erscheinen soll. *Gerhart Teuscher*

Am Beispiel der Franzosen

Bittere Klage erhebt John Sturrock, neuerdings Chefredakteur der *Times Literary Supplement,* im Oktober letzten Jahres in der *Times* über das mangelnde Interesse der Engländer an ausländischer Literatur, sofern sie nicht aus englischsprachigen Ländern stammt. Die heutige Nichtbeachtung der französichen Kultur und Literatur habe geradezu ein kritisches Stadium erreicht.

Zu einer Analyse der Situation berief im vorigen Herbst der Franco-British Council ein Seminar in Frankreich ein, an dem Autoren, Verleger, Journalisten, Übersetzer und Kulturbeamte teilnahmen. Es wurde in dem schönen Klostergebäude der Abtei von Fontevrault in der Nähe von Tours abgehalten, unter den Augen der Bildnisse von Richard I. und Heinrich II., jener englischen Könige, die auf eigenen Wunsch in Frankreich begraben wurden - Symbol einer Zeit, in der die beiden Länder kaum zu trennen waren.
Der Franco-British Council ist eine paritätisch besetzte und von dem verstorbenen Georges Pompidou zusammen mit Edward Heath gegründete Körperschaft. Bei dem speziellen Colloquium über „Le Livre" wurde bald deutlich, daß zwischen der kulturellen Aufgeschlossenheit Frankreichs und der bewußten Insularität Englands ein sehr beklagenswertes Ungleichgewicht besteht. Es werden sehr viel mehr zeitgenössische Werke aus dem Englischen ins Französische übersetzt als umgekehrt. Nur auf wissenschaftlichem Gebiet gibt es Ausnamen, denn die Arbeiten französischer Historiker, Anthropologen, Philosophen und Soziologen haben heute gute Aussicht, ihren Weg nach England zu finden, und wenn auch nur selten Romane übersetzt werden, so ist man doch an literaturhistorischen Büchern und literaturkritischen Theorien sehr interessiert. Überdies hat sich das Lesepublikum geändert. Während früher einmal Bloomsbury oder die Bohème francophil waren, so sind es heute eher die Radikalen in den Kantinen der polytechnischen Lehranstalten.
Es könnte heute sehr viel mehr getan werden, um der französischen Kultur und Literatur in England wieder mehr Beachtung

zu verschaffen und auch der Belletristik bei den übersetzten Werken den ihr gebührenden Raum zu geben. Leicht wären Titel und Namen zu nennen, man denke nur an die Romane der Marguerite Yourcenar oder die vierbändige Autobiographie von Michel Leiris.
Wären die Mittel vorhanden, gäbe es natürlich zahlreiche Wege, um das Ziel zu erreichen. Am spektakulärsten dürfte wohl der während des Colloquiums erörterte Plan sein, gleichzeitig mit einer Woche des französischen Buches in London eine des englischen in Paris zu veranstalten. In England soll es weniger als 30 Buchläden geben, in denen man französische Werke kaufen kann. Sollte die Angabe wirklich stimmen, so sieht Sturrock darin einen ausgesprochenen Skandal. Ein Bücherzentrum wäre dann wahrlich ein Gewinn.
Bei jedem Gespräch in Colloquim des Councils wurde bei der Erörterung des literarischen Austauschs die äußerst wichtige Frage des Übersetzens diskutiert. Das literarische Übersetzen sieche heute allgemein dahin, einfach weil es überaus kostspielig werden könne. Bei einem Buch von 100.000 Wörtern koste allein die Übersetzung annähernd £ 2000, wenn nicht noch mehr.
Sturrock ist der Meinung, daß sich diese Summe sehr hinderlich auswirke, wenn der Verleger hinsichtlich der Verkaufsmöglichkeiten von Übersetzungen bereits skeptisch sei. Die Frage, ob dabei der Übersetzer auf seine Kosten kommt, scheint leider in keiner Weise bedacht worden zu sein.
Daß Subventionen notwendig sind, dürfte hinreichend bekannt sein. Die Franzosen gewähren sie bereits, und zwar sowohl hinsichtlich der Übersetzung von wichtigen Titeln aus dem Französischen als auch solcher in die eigene Sprache.
Unter der Regierung von François Mitterand dürfte es nach der Ansicht von John Sturrock eine gute Chance geben, daß eine bereits aufgeklärte Kulturpolitik sich noch weiterentwickelt. Schon im vergangenen Oktober sollte ein neues Subkomitee des Franco-British Council geschaffen werden, um die in Fontevrault besprochenen Projekte noch näher zu erörtern und über ihre Prioritäten zu befinden. Danach wird sich dann der Council umtun müssen, um Mittel und Wege für die Finanzierung zu finden. Geld für kulturelle Zwecke läßt sich nie ohne geschicktes Taktieren aufspüren; lockermachen läßt es sich leider immer nur unter dem Protest von allen möglichen Seiten. Aber die notwendigen Gelder, um die französische Kultur den Engländern näherzubringen, seien ganz gewiß nicht unerschwinglich, besonders nicht, wenn man sich dabei hilfreicher und bereits bestehender Organisationen wie etwa des British Council bedienen könne. So optimistisch ist dann John Sturrock doch wieder.

Franziska Weidner

Aus der Werkstatt

Ein ungelöstes, ein gelöstes Problem und zwei porno-koprographische Späße

Das ungelöste Problem:
Kontext: Der Held befindet sich in dem Bestattungsunternehmen, wo seine israelische Freundin Sara Klein ermordet aufgebahrt liegt.
Original: Con al mano apretando el pie de Sara, lie pidió perdón. Era el rito. Para Félix significaba mucho más, aunque el sentido de un rito es resolver un gesto personal más que conocer las actitudes ajenas.
Amerikanische Ü: Still clasping Sara's foot, he asked her forgiveness. It was ritual, but even though ritual is intended more to resolve one's own personal feelings than to identify the attitudes of others, it meant much more than that to Felix.
Problem: Zur genauen Übersetzung ins Deutsche ist für „resolver" (resolve) der sinnentsprechende Ausdruck zu finden, den ich mit „auffangen", wie mir scheint, annähernd gelöst habe. Der Sinn des ganzen Satzes ist ziemlich schwierig zu entziffern: Wie definiert der Autor das Wesen (oder die Bedeutung) des Ritus? Wird diese Definition durch „auffangen" richtig wiedergegeben?
Deutsche Ü: Saras Fuß mit der Hand haltend bat er sie um Verzeihung. So verlangte es der Ritus. Für Felix bedeutete er viel mehr, obwohl das Wesen eines Ritus darin besteht, eher eine persönliche Geste aufzufangen als die Haltungen anderer zu erkennen.

Das gelöste Problem:
Corneille, Cinna (IV, 2):
Rome a pour ma ruine une hydre trop fertile
Une tête coupée en fait renaître mille
Einzig zu findende deutsche Ü (von Malvine Gräfin v. Maltzan, 1891):
Der Hydra Roms, die mich verschlingen will,
erwachsen tausend Häupter stets aufs Neue.
Problem: Erst auf S. 203 des mexikanischen Romans erscheint der Vers komplett; die zweite Zeile ist dem Buch vorangestellt, und die erste erscheint noch an anderer Stelle. Es mußten also zwei Hauptsätze wiederhergestellt werden, die sich ebenso reimten wie das Original. Da 1981 anzunehmen ist, daß niemand eine so alte Übersetzung des „Cinna" ausgraben wird, dichtete ich drauflos:
Die Hydra Roms, sie droht mich zu verschlingen:
Ein abgetrenntes Haupt läßt tausend neu entspringen.
Voilà.

Spaß eins:
Kontext: Der Held wird von einem amerikanischen Matrosen, der gerade mit seinem Tanker abfährt, beschimpf.
Original: . . . see you in Galveston, we'll fuck the shit out of each other!
Fußnote des Autors (sic!): . . . nos sacamos la mierda!
Amerikanische Ü: I'll kick the shit out of you!
Frage: Warum hat die amerikanische Übersetzerin nicht das Bild des Autors direkt übernommen? Hat er vielleicht trotz seines jahrelangen Aufenthalts in den USA sich geirrt und ein mexikanisches Idiom ins Amerikanische übersetzt??
Deutsche Ü (nach Konsultation meines Sohnes): Entweder die Fassung der amerikanischen Ü, oder . . . ich trete dir in den Arsch, daß dir die Scheiße aus den Ohren fliegt!

Spaß zwei:
Original: Félix levantó violentamente la sábana y un muchado desnudo lo miró con terror. La erección no estaba sanforizada.
Problem: „Sanforized" gibt es ja auch bei uns, für nichteinlaufende Baumwoll(Denim)waren: Jeans, Overall etc. Als in der Textilindustrie gebräuchliche Bezeichnung für – vor allem – Herrenhosen, die nicht dauernd gebügelt bzw. gestärkt werden müssen, ermittelten wir (mein Mann und ich separat): „formfest". (Auskunft: ein Herrenausstattungsgeschäft.)
Deutsche Ü: Felix zog heftig das Laken weg, und ein nackter Jüngling sah ihn entsetzt an. Die Erektion war nicht formfest.

Maria Bamberg

Übersetzer in Österreich

Daß es uns, die österreichische ÜBERSETZERGEMEINSCHAFT gibt, dürfte sich nun auch bei den deutschen Übersetzerkollegen herumsprechen. Der Erste Österreichische Schriftstellerkongreß im März 1981 in Wien fungierte sozusagen als unser Geburtshelfer.
Da die Satzungen des Österreichischen Gewerkschaftsbundes für sämtliche 16 Fachgewerkschaften, also auch für die eigentlich für uns zuständige Gewerkschaft Kunst, Medien, freie Berufe, bindend sind, besteht derzeit für die freiberuflichen literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer (die nur „Werks-", aber keine „Dienst-"Verträge abschließen können) keine Möglichkeit einer sinnvollen Interessenvertretung im Rahmen der Gewerkschaft. Also gründeten wir einen Verein, die „Interessengemeinschaft von Übersetzern literarischer und wissenschaftlicher Werke". Die Gründungsversammlung fand am 20. Mai 1981 in Wien statt. Obwohl viele österreichische Übersetzer für Verlage in der BRD arbeiten, haben wir hier doch auch Probleme, die nur in Öster-

reich lösbar sein werden. Aber vieles, was unsere Kollegen im VdÜ bzw. der Bundessparte Übersetzer im VS in der IG Druck und Papier getan und erreicht haben bzw. tun, dürfte uns bis auf weiteres ein nützliches Vorbild sein. Weshalb mir auch die Teilnahme am 14. Esslinger Gespräch 1981 in Bergneustadt mit den vielen Möglichkeit persönlicher Kontakte und ein Besuch im Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen ganz besonders wertvoll und reich an Anregungen für unsere Tätigkeit in Österreich waren. Denn wir stehen noch sehr am Anfang, müssen noch eine Menge lernen und brauchen viele Informationen von überall her, besonders aber aus dem deutschsprachigen Raum, dem wir schon rein arbeitsmäßig aufs engste verbunden sind.
Da die ÜBERSETZERGEMEINSCHAFT sich zunächst fast ausschließlich aus ihren Mitgliedsbeiträgen und eventuellen Spenden selbst erhalten muß, ist eine der vordringlichsten Aufgaben, möglichst viele der in Österreich lebenden Übersetzer als Mitglieder zu gewinnen. Die Arbeitssituation in unserem Beruf ist ja bekanntlich eine besonders isolierte. Ich habe, ehe ich mich in dieses - waghalsige, wie sich herausstellt! - Unterfangen der Gründung der österreichischen ÜBERSETZERGEMEINSCHAFT stürzte, kaum mehr von anderen Übersetzern gewußt, als daß es wohl etliche geben müsse.
Wir haben nun vor kurzem mit einer intensiveren Öffentlichkeitsarbeit begonnen: Anfang November 1981 veranstalteten wir eine Pressekonferenz, dankenswerter- und solidarischerweise unterstützt von (dem u.a. Molière-Übersetzer) Hans Weigel, der sich seit eh und je für literarische Anfänger aller Art einsetzt, sowie von der auch als Übersetzerin erfahrenen, wenn auch jetzt nur noch Eigenes schreibenden Jeannie Ebner und von Marie Thérèse Kerschbaumer. Hörfunk und Fernsehen berichteten über diese Veranstaltung, weitere Sendungen folgten; es erschienen Zeitungsartikel über Übersetzer. Wir glauben, daß es nur von Nutzen für die bisher in jeder Hinsicht schwache Situation der literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer sein kann, wenn dieser Beruf bzw. jene, die ihn ausüben, von der Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen werden. Wir versuchen also, u.a. mit Hilfe interessierter und aufgeschlossener Journalist(inn)en, von uns reden zu machen.
Da unsere Anliegen sich weitgehend mit jenen der Schriftsteller decken, gehen wir, soweit sinnvoll, mit der Interessengemeinschaft österreichischer Autoren (= „Autoren-Solidarität"), der wir als Mitglied angehören, gemeinsam vor. In Zukunft dürfte teilweise auch organisatorisch eine engere Verbindung mit der Interessengemeinschaft der Autoren möglich werden. In enger Zusammenarbeit mit den Schriftstellern bemühen wir uns, für die anläßlich des 1. Österreichischen Schriftstellerkongresses im März 1981 artikulierten Interessen einzutreten, an der Lösung dieser Probleme mitzuarbeiten und, wenn es sein muß, auch dafür zu kämpfen.
Mitte November haben die Verhandlungen um die Einführung einer Sozialversicherung für „freiberuflich schöpferisch tätige Kulturschaffende" mit dem österreichischen Sozialminister Dallinger begonnen; zunächst wurde eine Enquete durchgeführt. Da man behördlicherseits offenbar bisher recht verschwommene Vorstellungen von der Situation des betroffenen Personenkreises hatte, vor allem aber, weil ja die Sozialversicherungsfrage aufs engste mit der Frage der Finanzierung, mit der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage der Betroffenen verflochten ist, werden uns voraussichtlich recht langwierige und komplizierte Verhandlungen mit den verschiedenen zuständigen Ministerien und Politikern bevorstehen.
Wesentlicher Schwerpunkt dieser Verhandlungen wird ein Bibliothekstantiemen-Gesetz sein, dessen seit 1976 dem Parlament vorliegender Entwurf, den derzeitigen Gegebenheiten angepaßt, der Bewilligung harrt. An dem Zustandekommen dieses Gesetzes sind die österreichischen literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer u.a. auch deshalb außerordentlich interessiert, weil sie an den Sozialfonds für Schriftsteller, der bisher nur aus einer staatlichen, gesetzlich nicht verankerten Subvention gespeist wird, keinerlei Beteiligungsanspruch haben.
Hinsichtlich der (u.a. uneinheitlichen) Behandlung von Übersetzern durch die zuständigen Finanzbehörden wird ebenfalls einiges geschehen müssen.
Leider liegt es mit den Vertragsbedingungen für Übersetzungen in vielem bei uns in Österreich noch mehr im argen als in anderen deutschsprachigen Ländern. Doch schon die „Ergebnisse der Honorarumfrage" aus dem Jahre 1979 von Klaus Birkenhauer werden hoffentlich auch bei uns vielen Kollegen bei Verlagsverhandlungen den Rücken stärken.
Angeregt durch eine derzeit in Wien lebende deutsche Kollegin gibt es einmal monatlich einen informellen „Übersetzer-Treff" in Wien. Durch Rundbriefe in lockerer Folge, bisher ca. alle 6–8 Wochen, informieren wir unsere Mitglieder über für Übersetzer wichtige oder interessante Fragen und Probleme, z.B. auch über Änderungen auf dem Gebiet der Sozialversicherung, sowie über unsere Arbeit im Vorstand. Auch die Geschäftsführung des VdÜ bzw. der Bundessparte Übersetzer im VS erhält Kopien unserer Rundschreiben und etwaige sonstige Information, aber auch Anfragen.
Im Namen der österreichischen Übersetzer wünsche ich Euren bundesdeutschen Organisationen weiterhin viel Erfolg in Eurer Arbeit, denn Eure Erfolge helfen auch uns. Wie jeder Erfolg, wo immer er errungen wird, als positives Beispiel allen Kollegen auch in anderen Ländern weiterhelfen kann. *Utta Roy-Seifert*

Gelesen und notiert

Im Jahre 1970 erhielt die Universität Warwick, unweit Birminghams, eine deutsche Abteilung, und seitdem ist diese kleine Universität zu einem Zentrum gegenwärtiger deutscher, vor allem westdeutscher Kultur in England geworden, dessen Bedeutung schon längst über die Britischen Inseln hinausreicht. Gleich im ersten Jahr nämlich wurde dort eine Gastdozentur für deutschsprachige Schriftsteller eingerichtet: Wondratschek und Widmer, Wellershoff und Martin Walser, Kunert, Piwitt und Ror Wolf haben in Warwick gearbeitet, an ihren eigenen Projekten und mit den Studenten, den Lehrern der Universität.
Anfangs hatte die Volkswagenstiftung das Projekt der Gastdozentur mitfinanziert, dann waren englische Geldgeber eingesprungen, und nun fehlt es an dem fast lächerlichen Betrag von £ 5000. Die Konsequenz liegt auf der Hand: Ein einzigartiges Unternehmen, vergleichbar allenfalls mit der Universität in Austin, Texas, wird damit zum Scheitern gebracht. Und damit würde wieder einmal bewiesen, daß die deutsche Kultur im Inland und im Ausland auch nur als Trauerspiel zu beschreiben ist.
(Martin W. Lüdke in der FRANKFURTER RUNDSCHAU)

Aus einem Artikel von Joseph Weizenbaum über Computer, Prognosen und Sprache, der kürzlich in der FRANKFURTER RUNDSCHAU erschien: „. . . wie weit sind wir heute von der ‚Neusprache', die Orwell in ‚1984'beschreibt, also von ‚newspeak' und ‚doublethink' entfernt? Als Fremder in der Bundesrepublik habe ich ein gutes Ohr für sonderbare Worte. Und ich meine, daß ein Volk, das ein Wort wie ‚Entsorgungspark' herunterschlucken kann, schon fast verloren ist."

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis DM 1,20 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, D-4172 Straelen 1. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten, Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 7 27 52 35 oder (0 72 75) 2 35. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 6447, Dresdner Bank, Stuttgart Nr. 2319834. - Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden).